

Hintergrund



Eine Fotografie aus der Ausstellung „Innere Angelegenheiten. Fotografien 1975–89“ von Dietmar Riemann. Titel des Fotos: *Schaufenster, 1986–89.*

SITUATION KUNST/DIETMAR RIEMANN (4)

DDR-Fotografien, ausgestellt im Ruhrgebiet. Da könnte man jetzt denken: Passt ja gut – grau in grau. Doch auf beiden Seiten gilt es, Klischees oder Vorurteile zu überprüfen. Das „Museum unter Tage Situation Kunst“ steht im Bochumer Schlosspark Weimar, einem grünen Kleinod im sowieso längst nur noch stellenweise grauen Ruhrgebiet. Und die Ausstellung „Innere Angelegenheiten. Fotografien 1975–89“ mit Bildern Dietmar Riemanns bietet auch Farbfotos aus dem real existierenden, deutschen Sozialismus – obwohl Farbfilme dort gar nicht so leicht zu bekommen waren, geschweige denn zu entwickeln.

In Farbe fotografierte Dietmar Riemann vor allem die Serie „Schaufenster“, die seit dem Antrag auf Ausreise 1986 zusammen mit einem Tagebuch entstand. Obwohl sie bunte Schilder, Dekoration oder Auslage zeigen, untermauern die Bilder doch den Eindruck eines quasi allumfassend grauen Alltags in Ost-Berlin. Sie zeigen heruntergekommene, abblättrende Hausfasaden, die Schilder und Schriftzüge verblasst und abgewetzt, Auslagen fast leer, Dokumente des Mangels.

Dekorationen wirken lieblos, oft bestehen sie vor allem aus DDR-Flaggen und Parteikonterfei – zum Beispiel einer Honecker-Biografie vor einem Gemälde gelber Osterglocken. Auch in dieser Serie trifft der Betrachter oft auf Barrieren wie heruntergelassene Rollläden. Ikonisch wirkt das Motiv, mit dem das Museum für die Ausstellung wirbt: Auf die komplett geschlossenen Rollläden eines Ladenlokals in einer grauen Häuserzeile hat jemand mit Kreide geschrieben: „Es ist offen“.

Allgegenwärtigkeit der Zensur

Der 72-jährige Fotograf macht keinen Hehl daraus, dass er die DDR zumindest in dieser Zeit genauso trostlos erlebt hat, wie er diese darstellt. „So haben wir gelebt. Das war eine bedrückende Enge“, sagt er mit Blick auf schwarz-weiße Bilder von heruntergekommenen, schmucklosen, durch kein Pflänzchen aufgelockerten Berliner Hinterhöfen. „Und wir haben gedacht, das geht jetzt immer so weiter.“ Die Perspektive auf den schnellen „Zusammenbruch der DDR“ (so möchte er die Ereignisse 1989/1990 verstanden wissen – nicht als „Wende“) hatten er und seine Frau Marga nicht, bloß eine leise Hoffnung: „Irgendwann müssen sie uns doch rauslassen.“

Die Allgegenwärtigkeit des Eingesperrtseins, die Zensur und das damit einhergehende Gefühl, auch im künstlerischen Ausdruck alles andere als frei zu sein, die Avancen der Stasi, Riemann hat das alles gemusst. Aufrecht hielten ihn neben den Auftragsarbeiten sozialdokumentarischer Fotografie als freier Künstler die heimlich und teilweise unter Gefahren ausgeführten eigenen Projekte. Für die Serie „Wände, Mauern, Zäune und andere Begrenzungen“ hat er von 1985 bis zur Ausreise auch die Mauer von der Ost-Berliner Seite aus abgelichtet.

Westdeutsche Besucher der Bochumer Ausstellung werden diese Ansichten kaum kennen: „Hier kennt man ja immer nur die farbig besprühte Seite“, sagt der Fotograf bei einem Rundgang durch sein Werk, „aber wir durften ja gar nicht so nah rankommen.“ Selbst die Straßen entlang der Mauer durch die geteilte Stadt, der auf der Ostseite noch karge Vormauern oder ein „Todesstreifen“ vorgelagert waren, waren meist menschenleer und von Schutzpolizisten bewacht.

Einmal musste Dietmar Riemann vor der Polizei fliehen, weil er beim Fotografieren beobachtet

wurde. Andere Bilder zeigen Bewegungsunschärfe, weil er sie früh morgens mit einer abgeklebten Olympus-Kamera, die nur noch nach einer einfachen, schwarzen Box aussah, eilig aus der fahrenden S-Bahn heraus knipste.

Riemanns Arbeit mit der Kamera ist hier auch ein Akt des Widerstands, ein Erwehren gegen staatliche Überwachung und Bevormundung. „Fotografien waren aufgrund ihres vermeintlich sachlich-objektiven Charakters eine unverdächtigere künstlerische Ausdrucksmöglichkeit subtiler Kritik“, schreibt Kuratorin Eva Wruck im schönen Katalog zur Ausstellung.

„Scheinbar wird nur das abgebildet, was auch für alle anderen sichtbar ist, und gerade diese dokumentarische Direktheit des Fotografi-

Dokumente gegen das Vergessen

Der Fotograf Dietmar Riemann gibt Einblicke in den Ost-Berliner Alltag. Rund 3000 Motive aus den Jahren 1975 bis 1989 hat er der Bochumer „Situation Kunst“ überlassen

MAX FLORIAN KÜHLEM



Wände, Mauern, Zäune und andere Begrenzungen, 1985–89



Warten – Fotografien aus dem Pflegeheim St. Elisabeth-Stift Berlin, 1984–85



Renntage – Menschen auf der Trabrennbahn Berlin-Karlshorst, 1975–76/1979

machte ihn mit Alexander von Berswordt von der Bochumer Stiftung Situation Kunst bekannt, die eng mit der Ruhr-Universität zusammenarbeitet. Die 3000 Fotos füllen hier nun eine Lücke in der Lehrsammlung – und schon die aktuelle erste Ausstellung mit rund 160 Bildern ist mit aktiver Beteiligung von Studierenden des kunstgeschichtlichen Instituts entstanden.

Besonders spannend ist die Schau an den Stellen geworden, an denen sie nicht das Bild des tristen Alltags eingeschlossener Bürger in einem maroden System bestätigt, das dem Ende entgegen schlittert. Zum Beispiel die Serie „Die Renntage“, die Mitte und Ende der 1970er-Jahre entstanden ist. Hier stürzt sich der Fotograf in das Treiben der Trabrennbahn Berlin-Karlshorst, porträtiert auch einzelne Menschen, die mit Wertscheinen in der Hand Glück und Unglück entgegensehen.

Das sind Leute, die so gar nicht dem Ideal sozialistischer Bürger entsprechen, die exzentrische Outfits tragen, Fliegen, bunte Krawatten, Sonnenbrillen, breitkrempige Hüte. Eine Frau im schwarzen Mantel hat einen weißen Pudel auf dem Arm und wirkt wie dem London der Swinging Sixties entsprungen. Eine spannende Ambivalenz eröffnet das Bild dreier Männer und einer Frau, die mit ihren Wertscheinen auf eine Bank gestiegen sind, um teils mit Ferngläsern das Rennen besser beobachten zu können – nicht ohne vorher die Schuhe auszuziehen und schön unter der Bank aufzureihen.

Dass die Serie „Was für eine Insel in was für einem Meer“ noch zu DDR-Zeiten als Bildband erscheinen konnte und zu einer bedeutenden Veröffentlichung ihrer Zeit wurde, ist wohl auch der Beteiligung des Schriftstellers Franz Fühmann zu verdanken, der die Texte geliefert hat. Von offizieller Seite waren die fotografischen Arbeiten jedenfalls nicht gern gesehen, eine Ausstellung in der Weißenseer Spitze musste im Jahr 1986 nach nur wenigen Wochen wieder abgehängt werden. Riemann hatte sich in eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung gegeben, die Samariteranstalten Fürstenwalde.

Aus der Zeit gefallen

Hier fand er genauso viel Wärme und Menschlichkeit wie in einer anderen kirchlichen Einrichtung, einem Altenstift, in dem er die Serie „Warten“ fotografierte. Natürlich wirken auch hier die örtlichen Gegebenheiten aus der Zeit gefallen, manchmal beengt. Aber da ist eigentlich nur ein Motiv, das wirklich erschreckt: ein fixierter Junge im Gitterbett.

Ansonsten zeugen die Bilder von fröhlichen Zeiten des miteinander Arbeitens, Feierns, Mahlzeiten-Gestaltens, von Spaziergängen und Ausflügen der Pfleger mit ihren Schützlingen. Die Szene der alten Frau, die noch im Krankenbett zum Sommerfest draußen unter einen Baum gestellt mitten im Geschehen steht, stellt eine Utopie menschlichen Zusammenseins dar – egal, unter welchem System sie stattfindet. Und auch das Dokument des Abschieds einer alten Dame von ihrer gestorbenen Zimmernachbarin strahlt Ruhe und Würde aus.

Es ist gut, dass diese Fotos, die ein schillerndes Bild des Lebens in der DDR ins Heute tragen, nun in eine Sammlung gelangt sind, mit der aktiv gearbeitet wird.

Innere Angelegenheiten. Fotografien 1975–89. Bis 2. April im Kubus der Situation Kunst, Bochum. www.situation-kunst.de, Schlosspark, Nevelstraße 29D, 44795 Bochum. Die Ausstellung soll vom 15. Februar bis 28. April 2024 auch im Willy-Brandt-Haus in Berlin zu sehen sein.

schen war für das DDR-Regime vermutlich ein zentraler Grund für seine Unsicherheit im Umgang mit dem Medium.“ Man muss hinter die Bilder und die Auswahl ihrer Motive blicken, um eine mögliche politische Motivation zu erkennen – aber sie bleibt immer im Ungefähren.

Doch wie kommen diese Bilder, die Dietmar Riemann auch als Dokumente gegen das Vergessen verstanden haben will, nun ins Ruhrgebiet, nach Bochum? „Eine persönliche Verbindung in die Region gab es nicht, das ist eher Zufall“, erklärt der Künstler. Als er im Jahr 2020 70 Jahre alt wurde, machte er sich auf die Suche nach einer Institution, die Interesse an seinem Nachlass hat – und ihn lebendig hält, nicht bloß im Archiv verstauben lässt. Ein befreundeter Berliner Professor